

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne**

**Körner, Friedrich T.**

**München, 1917**

4. Die Kämpfe von Toul

**urn:nbn:de:bsz:31-34456**

## Die Kämpfe vor Toul.

Als sich im September 1914 infolge der Marne-  
 schlacht das Bild auf dem westlichen Kriegs-  
 schauplatz änderte, hatte auch für uns an dem  
 südlichen Ende der gewaltigen Kampffront die Stunde  
 der Ablösung geschlagen. Wir waren heilfroh darüber.  
 Das Festliegen behagte uns nicht. Wir beneideten unsere  
 Kameraden in Belgien und Nordfrankreich, die dort  
 immer noch in frischem, lebhaftem Bewegungskrieg standen.  
 Und so hofften auch wir auf einen neuen, interessanten  
 Kriegsschauplatz. Freilich gab es vorher noch viele ernste,  
 aber auch frohe Stunden. Zu den frohen Stunden  
 rechneten wir alle die des ersten wirklichen Ruhetages  
 seit Kriegsbeginn. Wir verlebten ihn am Sedantag, in  
 Vaccarat. Wir lagen am Rande der Stadt, im Bivack,  
 halb auf dem Lande. Da war es viel schöner als in  
 der Stadt, in der es noch immer brannte und rauchte,  
 und in der man vor Staub und Hitze kaum atmen  
 konnte. Da draußen hatten wir in einem Hause, in dem  
 sonst ein Direktor der Kristallerie wohnte, ein nettes  
 Quartier gefunden. Um 7 Uhr abends versammelten wir  
 uns in der „Salle à Manger“, zum ersten Male saßen  
 wir wieder an einem gedeckten Tisch, bei Petroleum-  
 beleuchtung. Es war fast sehr gemütlich und heimisch  
 hier. Unser Stabsarzt setzte sich ans Klavier und  
 bereitete uns einen frohen Abend. Aus der Heimat  
 waren Post und Zeitungen eingetroffen, was bei allen

die Stimmung ungemein erhöhte. Und zum ersten Male schliefen wir wieder in einem Bett, einem richtigen Bett, und hörten den Kanonendonner nur in weiter Ferne grollen. Und wenn diese Herrlichkeit auch nur einige Stunden dauerte — um 1 Uhr nachts klopfen schon wieder Befehlsüberbringer an der Türe —, so erschien sie uns doch ihrer Seltenheit wegen besonders schön.

Schwere Stunden brachte uns die Loslösung vom Feinde, die uns für die Operationen auf einem andern Kriegsschauplatz frei machen sollte. Der Himmel hatte sich an jenem Abend gegen uns verschworen und alle seine Schleusen geöffnet. Das Herauskommen der Batterien war mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden, da alle Wege und Waldschneisen aufgeweicht waren und Pferde und Menschen in dem sumpfigen Gelände, bei stockdunkler Nacht, jeden Augenblick zu versinken drohten. Dem Feinde konnte unser Vorhaben auch nicht verborgen bleiben, und bald setzte auch vorne ein unaufhörliches Geknatter ein. Aber auch unsre Infanterie kam trotz der Schwierigkeiten glücklich heraus, und als beim Morgengrauen die Meurthebrücken krachend in die Luft flogen, da war die ganze Division diesseits des Flusses versammelt. Nur unsere Kavallerie blieb am Feinde. Sie brachte die interessante Meldung, daß die Franzosen mit unserem vollständigen Abzuge zunächst gar nicht gerechnet hatten, denn ihre Artillerie beschoß noch den ganzen Vormittag unsere Stellungen. Erst am Nachmittag wagten sich kleinere Erkundigungsabteilungen vor, die natürlich nichts mehr von uns vorfanden.

Auch jetzt standen wir wieder vor schweren Tagen:

Tage des Grabens und Stellungbauens, in Lehm und Regen, in Kälte und Nässe. Fröhliche Stimmung, gute Nachrichten, treue Kameradschaft halfen jedoch über alles hinweg. Was hier an aufopfernder, heldenhafter Tätigkeit von allen geleistet wurde, verdient das höchste Lob. Im ewigen Kampfe mit der Bitterung, schon seit Kriegsbeginn ununterbrochen im Gefecht oder angestrengtesten Dienst, hatten hier an der deutschen Grenze unsere Leute Stellungen gebaut, die bis heute in unserem Besitze geblieben sind und an deren Stärke der Anprall des Feindes sich immer wieder gebrochen hat. Nach dem ausgiebigen Graben wurde daher die Nachricht, daß das Armeekorps anderweitig verwendet würde, mit besonderem Jubel begrüßt.

Für uns begann nun ein interessanter Kriegsmarsch. Er führte uns durch das herrliche Moseltal, das sich im Glanze der Herbstsonne prächtig zu färben begann, an Metz vorbei, das mit seinen Forts und Befestigungsanlagen, seinen Batterien und unzähligen Soldaten den Eindruck eines modernen Riesenheerlagers machte, durch all die friedlichen deutschen Dörfer, die, unberührt vom Krieg und seinen Schrecken, für uns ein Bild der Freude und des Stolzes waren. Bald überschritten wie die französische Grenze. Die ersten Meldungen über den Feind liefen ein. In den ersten französischen Dörfern gab es nur ein Herumschlagen mit feindlicher Kavallerie. Unsere Batterien mußten sehr steile, schwierige Wege überwinden. Jedes Geschütz wurde mit zwölf Pferden bespannt und konnte die Höhen doch nur mit Unterstützung von Infanterie, die mit in die Räder griff, er-

klimmen. So wurde es spät abends, bis wir die uns zum Quartier angewiesenen Dörfer erreichten.

Noch heute läuft bei diesen Dörfern die deutsche Linie, und sie sind oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe geworden, die alles Leben in ihnen ausgelöscht und sie selbst in traurige Trümmerstätten verwandelt haben. Damals blieben sie unversehrt und ihre Einwohner standen mit uns in bestem Einvernehmen.

Lange dauerte unsere angebliche Ruhezeit hier aber auch nicht, denn schon am nächsten Morgen begann plötzlich eine Batterie ihr Feuer zu eröffnen. Wir wußten gar nicht, was da für Ziele aufgetreten sein konnten. Alles wurde nun lebhaft. Stäbe kamen angaloppiert, neue Batterien wurden eingesetzt, die Infanterie kam aus ihren Scheunenquartieren heraus und machte sich gefechtsbereit, die Feldküchen gaben ihren heißen Kaffee aus — mit einem Schlage ein verändertes, neues Gefechtsbild. Die Batterie, die gefeuert hatte, hatte dichte feindliche Marschkolonnen beobachtet, die sie auf vier Kilometer mit bester Wirkung beschuß; dies war die Einleitung zu erbitterten Kämpfen, die das Armeekorps jetzt mit frischen Kräften des Feindes, der Hauptreserve von Toul, zu bestehen hatte. Es waren Truppen, die bisher noch nicht im Gefecht gewesen waren und sich hier sehr tapfer geschlagen haben.

Trotzdem ging es auch hier vorwärts, allerdings unter Verlusten. Denn wir befanden uns schon unter dem Feuer der schweren Festungsartillerie, die uns das Vorrücken sehr erschwerte. Aber hier war doch endlich wieder Bewegungskrieg, hier sah man doch wieder ein-

mal, wie die Rothosen dort drüben im Marsch=Marsch durch unser Feuer zu laufen versuchten. Es müssen starke französische Kräfte gewesen sein, die uns hier die Festung Toul entgegenwarf. Sie griffen in immer neuen Wellen, mit frischen Reserven an. Aber wir waren auf der Hut. Unsere Batterien suchten ihre Ziele, und wiederum hob hier ein unermessliches Bluten an. Aber wir gewannen Boden im engen Zusammenarbeiten mit der Infanterie. Ein Batterieführer hatte sich mit einem Bataillonskommandeur zusammengetan. Die beiden arbeiteten schon seit Wochen gemeinsam. Wenn der Major mit seinem tapferen Bataillon vorbrechen wollte, so bereitete die Batterie den Sturm vor. Und wenn die Leute vorankamen, dann verlegte die Batterie ihr Feuer, oder wenn der Sprung recht weit gelungen war, so standen schon die Prozen bereit, und die Batterie begleitete ihr treues Bataillon.

Auch die andern Batterien gingen jetzt vor. Der Feind steckte da vorne in den Dörfern, in den Häusern, auf den Bäumen, in den Wäldern, auf Kirchtürmen. Er war zäh und hinterlistig. Wir mußten ihn austrüchern. Und bald brannten alle Ortschaften, Granaten rissen tiefe Löcher in die Dorfstraßen, zersplitterten Bäume und Wälder, und jagten zischend in die hölzernen Kirchtürme. Es brannte, brannte rechts und links von uns, die Ortschaften vor uns brannten und haus hohe Flammen beleuchteten gespenstisch das grausige Schlachtfeld dieses Tages. Der Kampf wütete weiter. Eine unserer Batterien stand in heftigem feindlichen Artilleriefeuer. Sechs Offiziere lagen rechts von der Batterie, platt auf dem Bauch, hinter

einem kleinen Erdwall, und beobachteten. Es waren Offiziere des Stabes, Verbindungs- und Ordonnanzoffiziere. Ein anderer kauerte mit dem Batterieführer in dem Erdloch, das dieser sich neben der Batterie hatte graben lassen und aus dem er beobachtete. Alle diese Menschen zählten: „eins — zwei — drei — vier — fünf“ — krach, bum, ratsch —: die Granate kam; wieder fünf Sekunden: die nächste. Jetzt schlägt sie zwanzig Meter vor der Batterie ein. Der Batterieführer schreit in die Batterie hinein: Alles decken! Die Leute kriechen hinter die Schilde, sie graben, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft. Jetzt kommt wieder eine. Sie schlägt zwanzig Meter hinter der Batterie ein. Dort fährt gerade ein Munitionswagen. Offizierspferde halten dort. Wie rasend sind die Tiere geworden. Sie bäumen sich, reißen sich los und stürzen. Zwei sind getroffen. Alles wartet, zählt, rechnet in atemloser Spannung. Einer von den beobachtenden Offizieren sagt zu einem andern: Es ist als ob die apokalyptischen Reiter über die Batterie hinwegrasen. Da bricht es auch schon los. Die feindliche Batterie hat sich eingeschossen. Nun trommelt sie, wie rasend, wie verrückt. Fünf, zehn Minuten lang. Und der vorletzte Schuß saß. Er traf einen Munitionswagen. Dieser flog krachend und brennend in die Luft, haushoch stand dort einen Augenblick lang eine gelbe schauerliche Flamme, dann Schreien und menschliche Rufe, dann Stille, tiefe Einsamkeit. Es ist fast wie ein Wunder: die feindliche Batterie schießt nicht mehr, nicht einen Schuß mehr. Aber auch unsere Batterie kann dort nicht bleiben. — Wir standen dort an jenem

Abend noch an einem Grab. Die Schlacht war verstummt und die Nacht hereingebrochen. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ — so betete unser Pfarrer an diesem Heldengrab.

Die brennenden Dörfer leuchteten uns. Es war ein erhaben schönes Bild. Wir lagen in dieser Nacht neben unseren Pferden, draußen auf der kalten, nassen Wiese. Mein treuer Fuchs bewegte sich nicht, und als ich am nächsten Morgen um 4 Uhr erwachte, da lag ich so neben ihm, wie ich am Abend eingeschlafen war: ich hatte meinen Kopf an seinen Hals gelegt und diesen mit meinem Arm umschlungen.

Der neue Tag brachte neue Kämpfe und neues Vorrücken. Immer erbitterter und grauenvoller wurde dieses Ringen. Limey, Flirey und der Priesterwald bezeichnen die Spuren, auf denen immer erneut mit dem Feinde blutig gekämpft wurde. Hier hat unsere Infanterie manche Opfer gebracht und sich unsterblichen Ruhm erworben. Hier ist um jeden Fuß Boden, um jeden Baum gekämpft worden. Es war auch hier wieder ein heldenhaftes Ringen auf beiden Seiten.

Wir hatten unsere Beobachtungsstelle seit dem frühen Morgen auf einer Anhöhe, die durch ein kleines Wäldchen gekrönt wurde. Links von uns standen drei Batterien im Feuer, rechts lag eine Infanteriekompagnie, die sich eingrub. Diese wurde durch eine Unvorsichtigkeit vom Feinde entdeckt, denn wie bekamen plötzlich von der Flanke so verheerendes Feuer, daß wir uns in dieser Stellung nicht halten konnten. „Decken!“ rufen alle Führer ihren Leuten zu. „Schutzsilde hoch!“ Die In-



fanterie kann sich nicht rühren. Die Leute drängen sich hinter ihre flachen Erdaufwürfe, sie bewegen sich nicht, einige möchten fast instinktiv ihre Köpfe in die Erde bohren, um vor dem rasenden Granatenfeuer Schutz zu finden. Aber es hört nicht auf. Nun saß ein Volltreffer. Auch wir bekamen davon eine Ladung langer, messerscharfer Granatsplitter ab. Wir lagen alle flach auf dem Boden, nebeneinander, schuchsuchend unter den Schilden des Beobachtungswagens. Was aber nützt das in einem solchen Feuer? Wenn die glühenden, scharfen Splitter mit der unheimlichen Durchschlagskraft angezischt kommen, so finden sie überall einen Durchschluß. So verschonten sie uns auch hier nicht. Ein Mann wurde am Bein schwer verwundet, ein anderer am Arm. Rasch banden wir sie beide ab, damit sie nicht verbluteten. Und so schnell sie die schwachen Beine noch tragen konnten, wurden sie aus dem Feuer herausgeschickt zum Verbandplatz.

Auch mich hatte ein Granatsplitter getroffen. Da sah ich am Verbandplatz ein erschütterndes Bild. Die Ärzte walteten dort ihres Amtes, die Ärmel hatten sie hoch gestreift, sie mußten heute schon viel Blut gesehen haben. Sie arbeiteten ruhig und gewandt, energisch und bestimmt. Einer nach dem andern kam heran, dort gab es eine Spritze, hier nur einen leichten Verband. Die Schwerverwundeten stöhnten, blasse Gesichter starrten einen an, verständnislos und oft fast irrsinnig. Die Schwerverwundeten wurden schon auf die Bahre geladen, Gott sei Dank, daß es fortging von diesem Orte, der uns, die wir noch ganz unter den seelischen Ein-

drücken des Erlebten standen, ein Ort des Grauens war, den Ärzten aber als gewohnte Stätte ihres täglichen Berufs erschien.

Die Wagen knarrten, die Verwundeten stöhnten, ein Humpeln und Wanken, zerfetzte Uniformen, blutige Binden, Geruch von Chloroform, blasse Gesichtsausdrücke — wir verließen, ein trauriger Zug, das Feld des Sieges und des Todes.

Man denkt nichts, man weiß nichts in diesen Augenblicken. Man sagt sich vielleicht nur: Warum knarrt nur der Wagen da vor uns so, warum stöhnen die Schwerverwundeten? — und man wiederholt sich das tausendmal, ohne eine Antwort zu wissen. Man ist nicht traurig, man fühlt die Schmerzen nicht — es waltet ein Gefühl der völligen Erschöpfung, Erschlaffung, Abstumpfung und Gleichgültigkeit. Wer einmal solchen Zug von Verwundeten, unmittelbar aus der Schlacht kommend, gesehen hat, wird diesen Eindruck nie vergessen, er ist der stärkste und erschütterndste zugleich. Dank ihnen allen, die ihr Leben und ihr Blut dahingegeben haben!

Die Lebensgeister erwachen erst wieder, wenn andere Menschen in den Gesichtskreis treten, wenn man angeredet wird. Dann beginnt allmählich das Besinnen und Nachgrübeln, wie das eigentlich alles gekommen war. Und langsam bildet sich dann die Kette, und man kann dann schon ein Wort erzählen, davon sprechen, als ob es hinter einem läge, als etwas längst Vergangenes.

Und dann kommen einem allmählich die neuen Ge-  
Körner, Mit den Badenern.

sichter, die weißen Hauben der Schwestern, die frische Wäsche, das weiße Bett als etwas Wirkliches zum Bewußtsein, und wenn man nach dem ersten Schlaf erwachend dies alles fühlt, und neben sich in den Betten verwundete Mitmenschen sieht, dann ist der Augenblick da, in dem über das Gesicht jedes Verwundeten ein leichtes Lächeln schwebt, das erste Lächeln nach all den furchtbaren Erlebnissen. Und dann erst folgt ein tiefer, gesunder Schlaf, und nach diesem die Bitte an die glückliche Schwester: „Bitte ein klein wenig zu essen.“

Das Lazarett wird einem im Kriege zur Heimat. Man lernt die Menschen, die einen pflegen und mit denen man zusammenliegt, lieben, man teilt mit ihnen Freud und Leid, nimmt mit ihnen allen den gleichen Anteil an dem ungeheuren Geschehen, das da draußen weiterschreitet unter neuen Kämpfen und Siegen. Man tauscht Erinnerungen und Erlebnisse aus und erwartet mit ihnen gleich sehnsüchtig und verlangend die neuen Nachrichten von der Front. Solche Tage und Wochen werden unvergeßliche Erinnerungen. Viele Menschen wandern da an einem vorbei. Von allen Waffengattungen und aus allen Gegenden Deutschlands. Die einen hatten Lüttich mit erstürmt, die anderen waren vor Paris gewesen, mein linker Bett Nachbar war vor Toul als Artillerist verwundet worden, der Leutnant rechts neben mir hatte mit seinem Infanterieregiment „von der Tann“ das Camp des Romains erstürmt. So binden auch hier die gleichen Leiden und Freuden, die gleichen Ideen und Anschauungen, und als höchstes

Symbol des deutschen Volksherees steht auch hier über allen die Kameradschaft!

Auch in manches gebrochene Auge habe ich in unserem Lazarett in Metz gesehen. Mir gegenüber lag ein schwerverwundeter Hauptmann aus den Argonnen. Er behauptete immer, aus dem Argonnerwalde Kanonendonner zu hören. Im Lazarett träumt man in der Nacht, im Fieber oder in unruhewollen Stunden häufig von Schlachten und Kanonengebrüll. Der Hauptmann aber blieb dabei, den Donner deutlich zu hören, es sei kein Traum. Es war aber doch nur seine Einbildung. Denn er war Tag und Nacht mit seinen Gedanken nur da draußen, bei seiner Kompagnie. Er ahnte wohl, daß es mit ihm bald zu Ende gehen würde, denn er bat mich eines Tages, doch für ihn einen Abschiedsgruß an seine Kompagnie zu schreiben. Und ich legte ihm eine Karte vor, auf die hatte ich geschrieben:

Ein Gruß an meine Kompagnie.  
 Immer treibt mich meine Sehnsucht,  
 Wenn ich fiebernd meine Wunden fühle,  
 Zu Euch allen, meine braven Jungens!  
 Tag und Nacht sind die Gedanken  
 Und mein Herz in Euren Reihen!  
 Wenn ich dann von Euren Stürmen höre:  
 Daß es niemals gab ein Unterliegen:  
 Fühl ich mich, wie sonst, an Eurer Spitze,  
 Mit Euch sterben, mit Euch siegen!

Glückselig unterschrieb er sie. Es war der letzte Dienst der Kameradschaft, den ich diesem wahrhaft ritterlichen Offizier erweisen konnte, indem ich seine Empfindung für seine Leute in diesen Versen zum Ausdruck

brachte. Als die Kompagnie die Karte erhielt, war ihr einstiger Führer seinen Wunden erlegen!

Wunderschöne Herbsttage waren es damals noch in Metz, an denen die Sonne leuchtend jeden Morgen am Himmel stand und mit ihrem Gold in dem bunten Laub der Kastanien und des wilden Weines spielte. Und als dann eines Abends alle Glocken der Stadt über das jubelnde, sonnige Moseltal den Fall von Antwerpen hinausläuteten, als alle Fenster sich festlich erleuchteten und „Die Wacht am Rhein“ das deutsche Metz durchbrauste, da wurde auch in unseren Herzen die Sehnsucht nach draußen immer stärker und der Wunsch immer brennender: Hinaus an die Front, zu neuen Kämpfen und Siegen!

